Chinas Sieg über den Hunger

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **54 (1960)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-140483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Chinas Sieg über den Hunger

Wir hatten schon wiederholt Gelegenheit (siehe zum Beispiel «Neue Wege», Januar 1960), auf den Kampf Chinas gegen den Hunger hinzuweisen. Heute, da die Überwindung dieser Geißel der Menschheit als dringendste Verpflichtung erkannt ist und unter Führung der Organisationen der UNO in Angriff genommen wird, ist es angezeigt, daß wir uns wieder einmal, und wohl nicht das letzte Mal, mit einigen Aspekten dieses gigantischen Unternehmens auseinandersetzen. Unmittelbaren Anlaß dazu bietet ein Artikel, der unter obenstehendem Titel in unserer Lausanner «Revue économique et sociale» als Wiedergabe eines Vortrags von *Josué de Castro*, dem früheren Präsidenten der FAO (Food and Agricultural Organisation) und Verfasser des Buches «Geographie des Hungers» (1952), im April dieses Jahres veröffentlicht wurde.

Der erwähnte Artikel provozierte einen scharfen Angriff gegen die Einstellung de Castros. Der protestierende Einsender wendet sich in seinem Brief an die Redaktion der «NZZ» (8. Juli, Nr. 2344) sowohl gegen die Anklage, die de Castro gegen die Kolonialmächte erhebt, wie gegen die, wie er meint, kritiklose Hinnahme der Statistiken und Behauptungen der heutigen Regierung Chinas. Was ihn besonders empört, ist die wohlwollende Darstellung der kommunistischen Revolution und der Methoden, die die Machthaber beim Übergang zur neuen Sozialordnung verwandten.

Wenden wir uns der Schilderung de Castros zu. Chinas weite Ländereien waren seit urdenklicher Zeit periodisch wiederkehrenden Naturkatastrophen — Dürre und Überschwemmungen — ausgesetzt, die die Anstrengungen von Millionen fleißiger Hände zerstörten. Das soziale Gefüge, die sozialen Traditionen, der Moralkodex des chinesischen Volkes wurden recht eigentlich geprägt durch den Kampf um die Nahrung, um das bloße Überleben . . . Wenn es auch richtig ist, daß in keiner anderen Region der Erde so viele ungünstige natürliche Umstände zusammentreffen, um den Existenzkampf der Bevölkerung zu erschweren, so ergibt nach de Castro eine genauere Analyse doch, daß wirtschaftliche und politische Faktoren noch mehr dazu beigetragen haben, das chinesische Volk im Elend niederzuhalten. Wie de Castro in seinem Buch «Die Geographie des Hungers» ausgeführt hat, beweisen jedoch der angebliche Mangel an anbauwürdigem Boden und seine schlechte Ausnützung wie die katastrophalen Folgen von Dürre und Überschwemmungen in erster Linie die baufällige Struktur der bestehenden Bodenbewirtschaftung, wie auch die Gleichgültigkeit, Kurzsichtigkeit und Unwirksamkeit des dafür verantwortlichen politischen Systems. Wenn in China der Hunger als Anhängsel des Feudalismus, und einer fast nur für den Eigenbedarf produzierenden Agrarwirtschaft, bestehen blieb, so hat der Einfluß der westlichen Zivilisa-

tion die Situation nicht nur nicht erträglicher gemacht, er hat sie im Gegenteil noch verschärft. In der Tat trat der westliche Imperialismus gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach dem Opiumkrieg und dem Vertrag von Nanking, in seiner despotischsten Form in Erscheinung, löste innerchinesische Streitigkeiten aus, monopolisierte den gesamten Außenhandel und bremste jeden chinesischen Versuch einer Industrialisierung des Landes. Er trug durch seine Ausbeutung nicht wenig zum wirtschaftlichen Chaos bei, das bis 1949 andauerte. Unzählige Zeugen verbürgen, daß das chinesische Volk alle Formen des Hungers, von chronischer Unterernährung bis zu den spektakulären Hungerepidemien, die nach Naturkatastrophen oder Kriegswirren grassierten, erlitten hat.

Hunger, der alle Teile des Riesenreiches, den Norden wie den fruchtbaren Süden, immer wieder heimsuchte, das Bleigewicht, das so schwer auf dem chinesischen Volk lastete und seine soziale Entwicklung hintanhaltete, wurde, wie de Castro sich ausdrückt, zur stärksten Triebfeder der Revolte gegen den Kolonialimperialismus, die Triebfeder auch eines sich aufbäumenden Nationalismus, dessen Ziel die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit und die Befreiung von den schweren Ketten des Hungers war. De Castro geht sogar so weit, zu erklären: «Der Hunger ist es, als Produkt sozialen Unrechts vom chinesischen Volke erkannt, der es in das kommunistische Abenteuer getrieben hat. Es war der Hunger, den die Westmächte in China sorgsam unterhalten hatten, da sie ihn als ihren Verbündeten betrachteten, es war der Hunger, der sich aber plötzlich als ihr schrecklichster Feind herausstellte. Er war der beste Rekrutierungs sergeant für die Armee Mao Tse-tungs. Es waren die hungernden Bauern, die, vom Ertrag ihrer winzigen Flecken Land lebend, ihren Pachtherren, den Großgrundbesitzern, unter horrenden Bedingungen verschuldet waren, die sich den Partisanen Maos anschlossen und schließlich mehr als zwei Drittel seiner Befreiungsarmee ausmachten.»

Schon im Verlauf der Kämpfe gegen die Kuomintang-Armeen Tschiang Kai-scheks wurde das Land der Großgrundbesitzer konfisziert. Mit der Ausrufung der Volksrepublik im Jahre 1949 war äußerlich ein Ziel — die Befreiung von der Fremdherrschaft — erreicht, doch für den neuen Staat hatten damit die Schwierigkeiten erst begonnen. Im Jahre 1949 war die Produktion von Getreide im befreiten China auf das äußerst niedrige Niveau von 110 Millionen Tonnen gesunken, während in den Vorkriegsjahren ein Durchschnittsertrag von 150 Millionen Tonnen erreicht worden war. Die Regierung ergriff alle Maßnahmen, die eine unmittelbare Steigerung der Produktion fördern konnten. Daß in dieser spannungsgeladenen Atmosphäre von Erwartung und Furcht mit sehr viel Takt und psychologischem Verständnis operiert werden mußte, sollte nicht das Chaos, sondern höhere Leistungen resultieren, das ist selbstverständlich. Der Zweck wurde jedenfalls erreicht, denn die Getreideerzeugung stieg schon 1952 auf

163 Millionen Tonnen und nahm seither Jahr für Jahr um rund 8 Prozent zu. De Castro, der China 1957 bereiste, stellte fast keines der Anzeichen von Hunger fest, die er als Mediziner und Spezialist auf dem Gebiet der Ernährung in anderen unterentwickelten Gebieten sozusagen immer antraf. Er fand die Chinesen «recht ernährt» (raisonablement nourri) und zweifelt nicht daran, daß Mangelerscheinungen, wie sie sich aus der früher sehr einseitigen Nahrung in gewissen Teilgebieten Chinas ergaben, in den nächsten Jahren verschwinden werden. De Castro beruft sich auch auf das Zeugnis eines chinesischen Ernährungswissenschaftlers, Li Ching-han, der früher unter dem Namen Franklin Lee lange Jahre in Amerika und auch in der FAO außerhalb Chinas gearbeitet hatte. Er bestätigt, daß heute in der Ernährungsweise der Chinesen eine große Mannigfaltigkeit an die Stelle der früheren trostlosen Monotonie getreten ist. Selbst Schweinefleisch und Eier beginnen heute ihren Platz in der normalen Ernährung einzunehmen. Die Besserung in der Ernährungslage kommt nicht nur in einem erhöhten Wohlbefinden und robusterer Gesundheit zum Ausdruck, sie stimuliert auch die Arbeitsfreude.

De Castro weist mit Recht darauf hin, daß die Hebung des chinesischen Lebensstandards nicht «auf eine isolierte Maßnahme oder eine bestimmte technische Neuerung zurückzuführen ist. Sie ist vielmehr die Frucht einer Gesamtheit von Maßnahmen, die das ganze Wirtschaftsleben Chinas umfassen, ein Resultat, das nur durch die wohlüberlegte Mobilisierung der einst brachliegenden Kräfte des 650-Millionen-Volkes erreicht werden konnte. Die Schritt um Schritt vorgetragenen Neuerungen in wirtschaftlicher Zusammenarbeit stellten auf den sichtbaren, den Bauern einleuchtenden Erfolg ihrer Arbeit ab. So konnte ihr Selbstvertrauen und ihre Initiative geweckt und erhalten werden.»

Die selbe abwägende Vorsicht ist, nach de Castro, in der Abstimmung des Fortschrittes der Industrialisierung auf die Bedürfnisse der landwirtschaftlichen Entwicklung wahrzunehmen. Ohne eine intensive Hebung der landwirtschaftlichen Produktionskraft ist eine Industrialisierung des Landes undenkbar, während andererseits die industrielle Produktion wohl ein notwendiges Element der agrarwirtschaftlichen Umwälzung darstellt, für sich allein aber deren Erfolg nicht sichern kann. China hat in diesem Punkt aus den russischen Erfahrungen gelernt.

Das neue China hat seine bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft sozusagen ohne moderne mechanische Hilfsmittel, sondern mit den traditionellen, durch einige neue Erfahrungen ergänzten Methoden erreicht. Dies erheischte die Anspannung aller verfügbaren Kräfte in einer unerhört straffen Organisation, die im Westen gemeinhin als verabscheuungswürdig empfunden wird. Tatsache ist immerhin, daß dadurch das alte Schreckgespenst, Hunger, aus China verbannt wurde. Dem Kritiker der «NZZ», dem der Enthusiasmus

de Castros mißfällt, möchte man empfehlen, die Berichte über das neue China von *Lord Boyd ORR* oder *Peter Townsend* zu studieren. Sie können mit dem besten Willen nicht als «kommunistisch verseuchte» Schönfärber bezeichnet werden, kommen aber, was die Fortschritte Chinas in den letzten zehn Jahren anbelangt, zum selben Resultat. Selbst der Herausgeber der «*Revue économique*», der sich in seiner Antwort an den Kritiker dagegen verwahrt, den Enthusiasmus de Castros oder die Ideen der chinesischen Regierung zu teilen, muß gestehen, daß der «Dynamismus dieses Volkes etwas Begeisterndes hat». Es kommt doch nicht von ungefähr, daß ein oft gehörtes Wort im alten China hieß: «Es gibt keinen Weg» (aus unserer Misere). Heute sagt man dort «Yo banfa!» — «Es gibt einen Weg». Red.

WELTRUNDSCHAU

Neues Waffengeklirr Der Sommer, der wieder keiner war, neigt sich seinem Ende zu, ohne daß es zu dem kriegerischen Zusammenstoß der beiden Machtlager gekommen wäre, den viele, offenbar in Erinnerung an die unheilvollen Sommer von 1914 und 1939, befürchtet haben. Aber daß der *kalte* Krieg in aller Form weitergeht, das lehrt uns ja sozusagen jeder Tag. Man ersieht das nicht zuletzt an dem neuen Rüstungsprogramm, das Präsident *Eisenhower* am 8. August verkündet hat: Vermehrte Flugzeugträger für die Flotte, mehr *Polaris*-Unterseeboote und Raketen, erhöhtes Tempo der Operationen des strategischen Bomberkommandos, beschleunigte Entwicklung des Überschallbombers B-70, erhöhte Schlagkraft der Landstreitkräfte, Verbesserung der Alarmbereitschaft aller Waffen usw. Die Begründung ist natürlich die «verschärfte Aggressivität der Sowjetunion», die jetzt in der westlichen Phantasie eine so große Rolle spielt; Präsident *Eisenhower* hat in seiner Botschaft ausdrücklich von einem kommunistischen Imperialismus gesprochen, der sich «die Eroberung der gesamten Welt zum Ziel gesetzt» habe, und Kardinal *Spellman* sekundierte ihn wacker mit seiner Brandrede am Münchener Eucharistischen Weltkongreß (eine Million Teilnehmer!), in der er die «sowjetischen Tyrannen» anprangerte, «die wie eine Bestie, die Blut geleckt hat, nun von Macht trunken geworden sind, aber die Besiegten von morgen sein werden».

Das gleiche Waffengeklirr wie aus Amerika hört man — selbstverständlich — aus *Westdeutschland*, dessen Wiederaufrüstung, wie der ehemalige Nazigeneral *Hans Speidel*, jetzt Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte in Mitteleuropa, unlängst feststellte, die Hauptaufgabe der Vereinten Nationen in den letzten Jahren gewesen